

MATHIAS IVEN

Berlin – Rostock – Wien

Dem Philosophen und Physiker Moritz Schlick
zum 125. Geburtstag

1882 – In München fand die erste deutsche Elektrizitätsausstellung statt, Robert Koch entdeckte den Tuberkulosebazillus, Friedrich Nietzsches *Fröhliche Wissenschaft* erschien. Karl Millöckers Operette *Der Bettelstudent* und Richard Wagners *Parsifal* wurden uraufgeführt. Charles Darwin und Ralph Waldo Emerson trug man im April zu Grabe. Es war aber auch das Jahr, in dem die Schriftsteller James Joyce und Virginia Woolf, Leo Perutz und Leonhard Frank geboren wurden, das Jahr, in dem die Komponisten Zoltán Kodály und Igor Strawinsky, die Philosophen Eduard Spranger, Erich Becher und Nicolai Hartmann, der Maler Edward Hopper sowie die Physiker Hans Geiger und Max Born das Licht der Welt erblickten. – Es war eine Zeit der Entdeckungen und radikalen Umwälzungen, in die Moritz Schlick am 14. April 1882 hineingeboren wurde. Sein Geburtshaus stand in Berlin, in der Prenzlauerstraße 49.¹

Als dritter und jüngster Sohn evangelischer Eltern wuchs Moritz in einer wohlbehüteten, gutbürgerlichen Welt auf. Die Familiengeschichte der Schlicks reicht bis weit ins 17. Jahrhundert zurück. Aus der *Stammliste* geht hervor, dass als »Stammvater« des Geschlechtes Johann Michael Schlick zu gelten hat, »der vor 1732 als Bürger und Obersteiger in St. Andreasberg stirbt«. Als »Urheimat« werden das Erzgebirge oder das Vogtland vermutet.² – Mehr als einhundert Jahre nach dem Tod von Johann Michael ließ sich dessen Ur-Urenkel Friedrich Ernst Schlick (1817–1877), der Großvater von Moritz, in Berlin nieder. Im Adressbuch von 1844 findet sich der Eintrag »Schlick, F. E., Kaufmann und Hornwarenfabrikant, Rosenthalerstr. 60« – der Grundstein für die fast ein Jahrhundert lang existierende Firma war gelegt. Bis zum Sommer 1877, als der Sohn Albert (1846–1918) das Unternehmen übernahm, wechselte der Standort innerhalb Berlins mehrfach. Und auch das Geschäftsfeld unterlag gewissen Wandlungen: 1846 bezeichnete sich Schlick noch als »Inhaber e. Handlung überseeischer u. inländischer roher Produkte f. Drechsler, Kammacher, Bürstenbinder etc.«, später wurde nur noch als »Elfenbeinhdlg. u. Dampfschneideanst[alt]« firmiert, 1910 mit dem Zusatz »Spezialität Klaviatur-Beläge, Billardbälle«.³

Albert Schlick heiratete 1874 die aus Ranzow auf Rügen stammende Agnes Arndt (1849–1915). Im Jahr darauf wurde der erste Sohn geboren, der bereits im März 1880 starb. Hans, der zweite Sohn, kam im August 1878 zur Welt, Moritz vier Jahre später. Rückblickend auf die erste Zeit schrieb Schlick: »Von den Ereignissen der

Mathias Iven – Jg. 1960, Dr. phil., seit 2002 Mitarbeiter an der Moritz Schlick Gesamtausgabe (MSGa). Herausgeber und Autor mehrerer Bücher, im Erscheinen: Moritz Schlick. Die frühen Jahre (1882-1907). Zuletzt in UTOPIE kreativ: »Eine Tugend gibt es, die liebe ich sehr ...«. Hermann Hesse in seinen Briefen«, Heft 143; (September 2002). Adresse des Autors: m.iven@web.de

Erst in jüngster Zeit erfährt die Lebensleistung des 1882 in Berlin geborenen Moritz Schlick eine entsprechende internationale, vor allem aber interdisziplinäre Würdigung. Erst jetzt wird klar, welchen Beitrag er für die Entwicklung der Philosophie, speziell für die Vermittlung von Natur- und Geisteswissenschaften geleistet hat. So erwarb er mit seinem Hauptwerk, der 1918 erschienenen »Allgemeinen Erkenntnislehre« nicht allein die Achtung von Philosophen. Es waren in erster Linie Physiker wie Albert Einstein, Max von Laue, Max Born oder sein Doktorvater Max Planck, die in seinen Überlegungen die geisteswissenschaftliche Fundierung ihrer Theorien sahen.

1 Heutiges Grundstück
Karl-Liebknecht-Straße 34.

2 Vgl. Stammliste des
Oberharzer Geschlechtes
Schlick, Leipzig 1927.

3 Vgl. dazu die Adress-
bücher der Stadt Berlin
(<http://adressbuch.zlb.de/>).

4 Moritz Schlick: Lebens-
lauf I, S. 1/2 (Nachlass
Schlick, Inv.-Nr. 82, C.1 a).

5 Im Zuge des Aufbaus
der Karl-Marx-Allee wurde
das Grundstück in der da-
maligen Elisabethstraße völ-
lig überbaut und wäre heute
ungefähr zwischen dem
U-Bhf. Schillingstraße und
der Kongresshalle am Ale-
xanderplatz anzusiedeln.

6 Alle Zeugnisse sind er-
halten und befinden sich in
Schlicks Nachlass (Inv.-Nr.
83, C.8-1 bis 8-3).

7 Das am 10. Oktober
1836 als Luisenstädtische
Stadtschule mit drei Klassen
und 63 Schülern eröffnete
Gymnasium befand sich in
der Sebastianstraße 26. Die
Umbenennung in Luisen-
städtisches Realgymnasium
erfolgte zu Ostern 1882.
Während des Zweiten Welt-
krieges wurde die Schule
am 3. Februar 1945 zerstört
und das Grundstück neu
gebaut (heute Sebastian-
straße 23/24).

8 Moritz Schlick: Lebens-
lauf I, S. 2–4.

9 Ebenda, S. 4 u. 6.

frühesten Kindheit ist mir sehr wenig in der Erinnerung geblieben. Während der ersten sechs Lebensjahre war ich körperlich recht gesund und auch geistig rege; doch kann ich mich nicht besinnen, irgend welche speciellen Neigungen besessen zu haben. Mit demselben Interesse, mit dem ich dem Treiben der Arbeiter in der väterlichen Fabrik zusah, wo das schöne weiße Elfenbein zerschnitten und zersägt wurde, lauschte ich auch den Worten des Kinderfräuleins, das mir die Verse der Märchenbücher so oft vorlesen mußte, bis ich sie auswendig konnte. Im sechsten Jahre erkrankte ich sehr schwer an Scharlach und Diphtherie zugleich. Als ich endlich wiederhergestellt war, hatte doch meine Konstitution einen recht schweren Stoß erlitten, an dessen Folgen ich noch heute zu leiden habe.«⁴

Schlicks Einschulung fiel in das *Dreikaiserjahr* 1888. Drei Jahre lang besuchte er das in Berlin-Mitte gelegene *Königstädtische Gymnasium*.⁵ Das erste Zeugnis bescheinigte ein »lobenswertes Betragen« und wies ihn unter seinen 28 Mitschülern als Klassenbesten aus.⁶ 1891 – der Vater hatte ein Grundstück erworben und ein größeres Fabrikgebäude bauen lassen – zog die Familie in die Oranienstraße 107 (heute Nr. 106). Ein Schulwechsel wurde nötig und Moritz besuchte zukünftig das *Luisenstädtische Realgymnasium*.⁷

Anfangs fiel ihm auch hier, dieses Mal unter 50 Schülern, der 1. Platz zu. Es blieb jedoch nicht dabei. Seine krankheitsbedingte körperliche Schwäche hielt ihn vom regelmäßigen Schulbesuch fern: »Ich war blutarm, litt an Kopfschmerzen und Mattigkeit und mußte sehr oft den Unterricht versäumen [...] vom Turnen, Singen und Zeichnen war ich meist dispensiert. Trotzdem sehr viel für meine Gesundheit gethan wurde, trotz der Badereisen, die jährlich ein- oder zweimal unternommen wurden, und deren jede vier bis sieben Wochen dauerte, besserte sich mein Zustand anfangs nicht, besonders hatte ich unter Kopfschmerzen zu leiden, die oft in die fürchterlichste Migräne ausarteten.«⁸

In seiner freien Zeit begann er mit dem Klavierspiel, fand den Weg zur Malerei, Literatur und Wissenschaft. »Ich las allerlei und machte mich besonders über die paar Tropfen Wissenschaft her, die ich aus mir zugänglichen Büchern herauspressen konnte. Allein die rein passive Thätigkeit befriedigte mich nicht recht, denn ich wollte durch die Beschäftigung nicht bloß unterhalten sein, sondern hätte auch gern etwas Greifbares zu stande gebracht. So baute ich allerhand physikalische, besonders elektrische Apparate, doch meist nahm ich sie wieder auseinander, ehe sie noch fertig geworden, um dann das Material zu neuen Zusammenstellungen zu verwenden. [...] Von den Wissenschaften zogen mich stets Mathematik und Physik am meisten an [...] Vor allem interessierte mich die Mechanik.«⁹

Am 22. September 1900 wurde ihm von der *Königlichen Prüfungskommission* die Reife bescheinigt. Er verließ unter Befreiung von der mündlichen Prüfung und Zuerkennung einer Prämie (es handelte sich um ein Exemplar von Ernst Machs *Mechanik*) das *Luisenstädtische Realgymnasium* und immatrikulierte sich am 17. Oktober 1900 an der philosophischen Fakultät der *Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin*.

Schlick belegte Lehrveranstaltungen zur Physik und Mathematik, er beschäftigte sich mit Chemie und Philosophie. »Was mich zum

Studium der Physik trieb [...] war also niemals das Interesse am einzelnen Faktum, am einzelnen Gesetz, niemals die Freude am Registrieren und sorgfältigen Festhalten der Naturerscheinungen, sondern dies alles war immer nur Mittel zum Zweck [...] Mit einem Wort, ich wandte mich der Physik aus philosophischem Bedürfnis und in philosophischem Geiste zu.«¹⁰ Von Berlin ging er für je ein Semester nach Heidelberg und Lausanne, kehrte zurück und wurde 1904 mit einer Arbeit auf dem Gebiet der klassischen Strahlenoptik von Max Planck promoviert.¹¹

Er setzte seine Studien noch eine Weile im physikalischen Institut der Universität Göttingen fort, hatte jedoch mit der von ihm bis dato vernachlässigten experimentellen Arbeit nur wenig Glück: »Denn im Laboratorium herrscht der Kampf mit der Tücke des Objekts. [...] Ausser dem Verständnis für das Technische, welches ich besaß, bedarf es auch beträchtlicher Geschicklichkeit, die mir schon mehr mangelte, und besonders einer unerschütterlichen Geduld, an der es mir gar sehr fehlte. Wochenlang auf die Fertigstellung irgend eines Apparateiles durch eine säumige Firma warten zu müssen, erschien mir unerträglich, und ich floh aus dem Laboratorium in meine philosophische Studierstube und ins Freie.« Ende 1906 erfolgte die endgültige Abkehr von den *exakten* Wissenschaften: denn »da sowohl meine nicht besonders feste Gesundheit wie meine Neigung zur Beschaulichkeit der intensiven Anspannung aller Arbeitskräfte im Wege standen, so musste ich alle wesentlichen Energien auf das eigentliche Ziel, die Philosophie, konzentrieren, und die Naturwissenschaft musste zurücktreten«.¹²

Dieser Entschluss veranlasste Schlick, sich seine bereits einige Jahre zurückliegenden Aufzeichnungen wieder vorzunehmen. Es galt, etwas für die philosophische Zunft *Vorzeigbares* zu produzieren. »Der Schaffensdrang strebte allmählich nach sichtbarer Befriedigung und ich raffte zunächst die Ergebnisse meines bisherigen dilettantischen Nachdenkens über die Frage zusammen, die mir auch heute noch als die größte erscheint, die Frage nach dem menschlichen Glücke.« Im Herbst 1907 erschien bei C. H. Beck in München Schlicks erstes Buch: *Lebensweisheit. Versuch einer Glückseligkeitslehre*. »Das Buch stellt«, so beschrieb er es späterhin selbst, »den Versuch der Begründung eines individuellen Eudämonismus dar. Es fasst alles Handeln auf als ein Reagieren auf die Reizung gewisser im Menschen vorhandener angelegter Triebe und sucht zu zeigen, dass im Leben des Individuums und der Gattung jene Triebe sich so gestalten müssen, daß »sittliches« und glückbringendes Handeln zusammenfällt. Auf diese Weise entwickelt es in Form einer Güterlehre einen besonderen Begriff der höchsten Sittlichkeit gegenüber manchen überlieferten Wertungen.« – Zu Schlicks Lebzeiten blieb es bei dieser einen Auflage. Vor allem die »naive selbstkonstruierte Psychologie, die Stillosigkeit der Darstellung«, aber auch »die Primitivität, Banalität und Grobschlächtigkeit vieler Gedanken, die zudem, wenn auch selbstgefunden, so doch meist nicht neu waren«, ließen das Buch als Ganzes zwar »verfehlt« erscheinen, jedoch fühlte sich Schlick niemals genötigt, »den wesentlichen Kern«, »das Fundamentale seines Standpunktes« aufzugeben.¹³

10 Moritz Schlick: Lebenslauf II, S. 6 (Nachlass Schlick, Inv.-Nr. 82, C.2a).

11 Moritz Schlick: Über die Reflexion des Lichtes in einer inhomogenen Schicht, Berlin 1904.

12 Moritz Schlick: Lebenslauf II, S. 8.

13 Ebenda, S. 9.

Noch bevor die *Lebensweisheit* erschien, heiratete Schlick. In Heidelberg hatte er Blanche Guy Hardy (1879–1964) kennengelernt, die einer in Ashburnham (Massachusetts, USA) ansässigen Pfarrersfamilie entstammte. Anfang 1905 kam sie nach Heidelberg, um am damaligen Lehrerinnenseminar ihre Deutschkenntnisse zu vertiefen. Bereits kurz nach ihrer Ankunft lernten sich die beiden kennen. Die Hochzeit fand im Oktober 1907 in Ashburnham statt.

Nach den Flitterwochen ließ sich das Paar in Zürich nieder. Einerseits gab es für die Wahl des Ortes nach Schlicks eigenem Bekunden einen eher profanen Grund: maßgebend war die Landschaft. Andererseits jedoch wollte er an seine früheren Studien anknüpfen: »Meine Beschäftigung galt hier hauptsächlich dem Studium der Psychologie, dessen Notwendigkeit ich so deutlich empfunden hatte. Ich hörte einige Vorlesungen an der Universität, und verdanke besonders der persönlichen Freundlichkeit G[ustav] Störings viele Anregungen; in der Hauptsache aber benutzte ich die grossen und kleinen Lehrbücher der Psychologie. Dabei stimmte die übergroße Verschiedenheit der Ergebnisse und Methoden, die sich bei vergleichender Lektüre der Standardwerke aufdrängte, den Leser oft nachdenklich und gab den Anstoß zur Ausbildung bestimmter Überzeugungen von der Rolle und Brauchbarkeit der Begriffe verschiedener Wissenschaftsklassen zur Bezeichnung der Wirklichkeit.«¹⁴

14 Ebenda, S. 9/10.

Rostock – Nach der Geburt des Sohnes Albert (1909–1999) und mehreren gescheiterten Habilitationsversuchen eröffnete sich für Schlick in Rostock die Möglichkeit zum Einstieg in eine akademische Karriere. Bereits im Februar 1910 begannen die Umzugsvorbereitungen; im Sommer wurde das Haus in der Orléansstraße 23 (heute Dehmelstraße) renoviert und zu Beginn des Wintersemesters zogen die Schlicks nach Rostock.¹⁵

15 Weiterführend dazu Björn Henning: Moritz Schlick – Die Rostocker Jahre, Universität Rostock 2006.

16 In: Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie 34/1910, S. 386–477.

17 Moritz Schlick: Habilitationsakte, Universitätsarchiv Rostock (UAR, PD 55/1.0).

Schlick reichte im Februar 1911 an der philosophischen Fakultät der Rostocker Universität seinen Aufsatz »Das Wesen der Wahrheit nach der modernen Logik«¹⁶ als Habilitationsschrift ein. Am 16. Mai wurde das Habilitations-Kolloquium abgehalten. Vor allem Franz Erhardt, Ordinarius für Philosophie, war von den wissenschaftlichen Fähigkeiten Schlicks überzeugt und prophezeite in seiner Beurteilung, »daß von Herrn Dr. Schlick auch für die Zukunft gediegene Arbeiten erwartet werden können«.¹⁷ Vier Wochen später erteilte das Großherzogliche Ministerium in Schwerin Schlick die *venia legendi* und am 29. Juni hielt er seine Antrittsvorlesung unter dem Titel »Die Aufgaben der Philosophie der Gegenwart«.

Zum Wintersemester 1911/12 bot Schlick die ersten Lehrveranstaltungen an. In den nun folgenden Jahren beschäftigten ihn vor allem erkenntnistheoretische, naturphilosophische und ethische Fragen. Daneben veröffentlichte er bis zum Jahre 1917 drei Aufsätze und schrieb mehr als dreißig Rezensionen, vor allem zu erkenntnistheoretischen Werken.

1917 erschien einer der einflussreichsten Texte Schlicks: die naturphilosophische Studie *Raum und Zeit in der gegenwärtigen Physik*. In dieser Schrift beschäftigte er sich als einer der ersten Philosophen sehr kenntnisreich mit der Einsteinschen Relativitätstheorie (seit 1915 stand er mit Einstein in brieflichem Kontakt) und argumen-

tierte vor allem gegen die positivistischen und neukantischen Raum-Zeit-Interpretationen.¹⁸ – Das Buch wurde umgehend in mehrere Sprachen übersetzt und lag 1922 bereits in der vierten überarbeiteten Auflage vor.

Nach vielerlei kriegsbedingten Verzögerungen hielt Schlick im November 1918 endlich ein Exemplar der bereits zwei Jahre zuvor abgeschlossen und seinem Vater gewidmeten *Allgemeine Erkenntnistheorie* in den Händen. In seinem Hauptwerk¹⁹ entwickelte er auf knapp 400 Seiten in drei Abschnitten systematisch seine Auffassungen zum Wesen der Erkenntnis, zu den Denkproblemen (speziell zum Verhältnis zwischen Psychologischem und Logischem) und zu den Wirklichkeitsproblemen (hier behandelte er die Setzung und Erkenntnis des Wirklichen sowie die Gültigkeit der Wirklichkeitserkenntnis). Das Erkennen, als grundlegende Kategorie betrachtet, sah Schlick dabei als eine Zurückführung des zu Erkennenden auf etwas bereits Erkanntes.

Jedoch auch an Schlick ging der Weltkrieg nicht spurlos vorbei: Nachdem er anfangs immer wieder zurückgestellt wurde,²⁰ war er schließlich im März 1917 zur *Flugzeugmeisterei, Kommandantur Adlershof-Johannisthal, Abteilung D* einberufen worden. (Noch im Februar hatte die Fakultät beim Großherzog von Mecklenburg-Schwerin den Antrag gestellt, Schlick den Titel »Professor« zu verleihen. Dem wurde am 1. Mai 1917 stattgegeben.) Schlick versuchte, sich mit der Situation zu arrangieren: »halb Soldat, aber doch in Zivil, halb Flieger, aber doch auf der Erde, halb Arbeiter, aber doch zu gelehrt für einen gewöhnlichen Arbeitsmann«, war er mit Versuchen befasst, denen er »weniger rein wissenschaftliches als technisches Interesse« entgegenbrachte.²¹ Schaut man sich die einzelnen Aufgabefelder der Flugzeugmeisterei an, so dürfte Schlick auf Grund seiner physikalischen Kenntnisse höchstwahrscheinlich in der Instrumentenabteilung gearbeitet haben oder zur Prüfung von Luftgeschwindigkeitsmessern herangezogen worden sein. Er wohnte nicht weit entfernt vom Flugplatz, seine Anschrift lautete: »Grünau (Mark), Cöpenicker Str. 10, Gartenhaus«.

Am 9. November 1918 erreichte die Revolution Berlin. In Adlershof übernahmen revolutionäre Truppen die Kontrolle des Flugplatzgeländes.²² Ende des Monats – in den Betrieben streikten Tausende von Arbeitern – resümierte Schlick: »Seit Wochen lebt man in einer Traumwelt, die zugleich schön und schrecklich ist. Für einen Philosophen eher schön, denn es geht jetzt wohl manches in Erfüllung, wonach man gestrebt hat – aber freuen kann man sich natürlich nicht, denn unablässig sitzt einem die schwarze Sorge im Nacken. Es ist schwer für mich, zu erwachen, denn meine ganze Tätigkeit jetzt gehört mit in die Traumwelt – diese ewigen kleineren Arbeiten, Geschäfte, Besorgungen, Fahrten und Gänge – mein Bruder noch nicht zurück, mein Vater für immer hinweg,²³ der Flugplatz in voller Auflösung. Wir toben durch die Zimmer unserer Baracken, stellen alles auf den Kopf und benehmen uns wie die Kinder.«²⁴ Schlicks Militärdienst endete am 30. November. Die Kriegszeit hatte ihn verändert. Er war, so empfand es seine Frau, »ein ganz anderer Mensch geworden«.²⁵

Zurück in Rostock nahm Schlick seine Lehrtätigkeit sofort wieder auf. Erwähnenswert ist hier vor allem die Tatsache, dass er – aus-

18 Für weiterführende inhaltliche Angaben zu den Hauptwerken vgl. u. a. Fynn Ole Engler: Moritz Schlick, in: *Klassiker der Philosophie des 20. Jahrhunderts* (Hrsg. Nida-Rümelin und Özmen – Neuausg. im Erscheinen).

19 Die zweite, überarbeitete Aufl. erschien 1925.

20 Noch vor Ausbruch des Krieges wurde am 30. Juni 1914 Schlicks Tochter Barbara geboren (gest. 1988). Ein halbes Jahr nach Kriegsbeginn, am 5. Februar 1915, verstarb Schlicks Mutter.

21 Vgl. Moritz Schlick an Gerda Tardel, 6. Juni 1917.

22 Dazu Günter Schmitt: *Als die Oldtimer flogen. Die Geschichte des Flugplatzes Johannisthal, Berlin 1980*, S. 185 ff.

23 Dieser starb am 14. Oktober 1918.

24 Moritz Schlick an Gerda Tardel, 27. November 1918.

25 Blanche Schlick an Albert Schlick, 25. August 1918.

26 Vgl. Geschichte und System der Pädagogik, Bl. 1 (Nachlass Schlick, Inv.-Nr. 7, A.12).

27 Vgl. Rostocker Zeitung, 209. Jg., Nr. 130, 15. Mai 1919.

28 Moritz Schlick an Albert Schlick, 13. Oktober 1917.

29 Moritz Schlick an Albert Schlick, 22. Februar 1920.

30 Erich Becher an Moritz Schlick, 24. September 1921.

31 Moritz Schlick an Hans Reichenbach, 27. Januar 1922.

32 Moritz Schlick an Albert Einstein, 13. August 1922.

33 Edgar Zilsel: Moritz Schlick, in: Die Naturwissenschaften 11/1937, S. 161.

34 Moritz Schlick: Vorrede, S. 3 (Nachlass Schlick, Inv.-Nr. 8, A.14a).

schließlich vor Kriegsteilnehmern – im Zwischensemester 1919 das Thema »Geschichte und System der Pädagogik« behandelte. Auch Schlick sah – zumindest in seinem Bereich – die Möglichkeiten für eine demokratische Umgestaltung. Mit der Überzeugung, dass Bildung »der wichtigste Zweck menschlicher Betätigung« sei,²⁶ engagierte er sich in der *Vereinigung fortschrittlich gesinnter Akademiker* (schon bald umbenannt in Vereinigung für Hochschulreform). Deren Ziel war es u. a., »die Umgestaltung der Hochschule in eine der neuen Zeit entsprechende Form« zu organisieren.²⁷

Bei all diesen Verpflichtungen, zu denen noch zahlreiche Vorträge in Volkshochschulen kamen, sehnte sich Schlick nach Veränderung. So hoffte er schon Ende 1917, dass sein »Aufenthalt in Rostock nicht mehr allzu lange zu währen braucht«,²⁸ und Anfang 1920 bat er Einstein, ihn am Züricher Polytechnikum zu empfehlen, um so endlich der »Rostocker Schläfrigkeit« zu entkommen.²⁹

Im Jahr darauf trat eine neue Situation ein: Nachdem Karl Jaspers im Verlaufe der Berufungsverhandlungen einen Lehrstuhl an der Heidelberger Universität vorgezogen hatte, erging an Schlick am 1. Oktober 1921 der Ruf der Universität Kiel, hier zukünftig als Ordinarius und Direktor des Philosophischen Seminars zu wirken. Schlick, der sich in Kiel nur ein Zimmer zur Untermiete nahm, schien zu ahnen, dass das nur ein kurzes Zwischenspiel sein sollte, schließlich hatte Erich Becher bereits im September 1921 die »streng vertrauliche« Frage an ihn gerichtet, ob er »voraussichtlich einen Ruf auf eine Wiener ordentliche Lehrkanzel annehmen« würde.³⁰ Und schon im Januar 1922 war endgültig klar, dass er sich der wissenschaftlichen Herausforderung stellen und nach Wien übersiedeln würde.³¹ Dabei war es vor allem der Initiative des Mathematikers Hans Hahn zu verdanken, dass Schlick gegen den Widerstand des konservativen akademischen Flügels als Nachfolger des bereits 1914 verstorbenen Friedrich Jodl berufen wurde.

Der Abschied fiel Schlick dennoch nicht leicht. In einem Brief an Einstein hieß es: »Es wird mir doch recht schwer, nach Wien zu gehen, nicht nur, weil die Zukunft in Oesterreich so dunkel aussieht, sondern auch, weil ich mich zuletzt unter den Kollegen und Studenten hier überaus wohl gefühlt habe.«³²

Wien – In seinem ersten Wiener Semester bot Schlick neben »Übungen zur Moralphilosophie« eine Vorlesung zu »Schopenhauer und Nietzsche« sowie eine »Einführung in die Naturphilosophie« an. Dabei stellte er der »Einführung« eine Art »Vorrede« voran, die – in fast autobiographischer Weise – die wesentlichsten Punkte seines Philosophierens darzustellen versuchte. Schlick, der von Edgar Zilsel als ein auf Ausgleich bedachter, »zurückhaltender, jeder Art von Propaganda durchaus abgeneigter und eher beschaulicher Denker«³³ beschrieben wurde, äußerte sich darin u. a. zur politischen Dimension geisteswissenschaftlichen Arbeitens. So hieß es in seinem Redemanuskript: »Die polit. Grenzen [...] bestehen nicht + bestanden nie für d. geistigen Beziehungen des wiss. und künstl. Austauschs, nicht f. d. persönlichen Herzens-Beziehungen von Forscher zu Forscher, von Lehrer zu Schüler.«³⁴ Ebenso bedeutungsschwer war aber auch eine Formulierung, die bereits auf ein zentrales Anliegen des

späteren Wiener Kreises verwies. Die Einheit des Wissens betonend sagte er: »Kein Gegensatz zwischen N[atur] u. G[eist]. Unterschied nur praktisch-methodisch, nicht prinzipiell im Wesen der Dinge, sondern in Betrachtungsweise gegründet. Selbst geschichtl. Vorgänge = Naturprozesse.« In der geistigen Tradition von Ludwig Boltzmann und Ernst Mach stehend, widmete sich Schlick ab 1922 in insgesamt sieben Veranstaltungen und einem grundlegenden, 1925 veröffentlichten Artikel³⁵ den Fragen der Naturphilosophie, die er nicht etwa als eine »Philosophie der Natur«, sondern als die »Philosophie der Naturwissenschaft« verstand.³⁶ Schlicks Credo: »Fast [alle] Phil[osophie] [ist] Naturphil[osophie]«.³⁷

Beginnend im Wintersemester 1923/24 wurde von Schlick privatim ein wöchentliches Kolloquium zu Wittgensteins *Logisch-philosophischer Abhandlung* veranstaltet: Vorläufer der Treffen des später so genannten »Wiener Kreises«. In den folgenden Jahren diskutierten hier u. a. Hahn, Rudolf Carnap, Otto Neurath, Friedrich Waismann, Herbert Feigl und Hans Hahn. Auch Viktor Kraft, Felix Kaufmann, Rozalia Rand und Kurt Gödel nahmen neben anderen an diesen Treffen teil, die durch eine »offene und undogmatische Haltung bei den Diskussionen« geprägt waren. »Jeder war stets bereit, seine Ansichten zu überprüfen oder durch andere überprüfen zu lassen. Der gemeinsame Geist war der der Zusammenarbeit, weniger der des Wettbewerbs. Das gemeinsame Ziel war, im Ringen um Klarheit und Einsicht zusammenzuarbeiten«.³⁸

Solch ein Geist der Zusammenarbeit konnte jedoch nicht verhindern, dass es zunehmend inhaltliche Divergenzen gab. Schlicks eigene Vorbehalte gegen die Bildung einer »Schule« kamen hinzu. Vor allem grenzte er sich immer stärker gegen die physikalistisch-rationalistischen Bestrebungen von Carnap und Neurath ab.

Als im November 1928 der *Verein Ernst Mach* – mit Schlick als Obmann – gegründet wurde, formulierte man als eine Zielstellung: »Der Wiener Kreis begnügt sich nicht damit, als geschlossener Zirkel Kollektivarbeit zu leisten. Er bemüht sich auch, mit den lebendigen Bewegungen der Gegenwart Fühlung zu nehmen, soweit sie wissenschaftlicher Weltauffassung freundlich gegenüberstehen und sich von Metaphysik und Theologie abkehren.« Und die Kampfansage des Vereins gipfelte in der Formulierung: »Die Vertreter der wissenschaftlichen Weltauffassung [...] machen sich mit Vertrauen an die Arbeit, den metaphysischen und theologischen Schutt der Jahrtausende aus dem Wege zu räumen.«³⁹

1929 – Schlick war gerade auf dem Weg zur Übernahme einer Gastprofessur in Stanford – erging ein Ruf der Bonner Universität an ihn. Nach langem Zögern entschloss sich Schlick schließlich, in Wien zu bleiben. Der *Verein Ernst Mach* bedankte sich dafür bei ihm mit der Programmschrift *Wissenschaftliche Weltauffassung. Der Wiener Kreis* (federführend waren Hahn, Carnap und Neurath). Schlick antwortete nach seiner Rückkehr aus Amerika darauf: »Diese Gesinnung ehrt mich und bereitet mir eine grosse Freude, die nicht einmal dadurch verringert wird, dass ich mir nur eines sehr geringen eigenen Verdienstes um die gemeinsame Arbeit bewusst bin; denn dies Verdienst besteht allein darin, dass ich mich bemühte, die Gelegenheit zum Austausch und zur Anregung der Gedanken unseres Krei-

35 Moritz Schlick: Naturphilosophie, in: Dessoir (Hrsg.): Lehrbuch der Philosophie, Bd. 2: Die Philosophie in ihren Einzelgebieten, Berlin 1925, S. 393-492.

36 Moritz Schlick: Naturphilosophie, S. 3 (Nachlass Schlick, Inv.-Nr. 161, A.121 a).

37 Ebenda, S. 4.

38 Rudolf Carnap: Mein Weg in die Philosophie, Stuttgart 1993, S. 34.

39 Wissenschaftliche Weltauffassung. Der Wiener Kreis (Hrsg. Verein Ernst Mach), Wien 1929; hier zit. nach: Der Wiener Kreis. Texte zur wissenschaftlichen Weltauffassung (Hrsg. Stöltzner und Uebel), Hamburg 2006, S. 10 u. 26.

40 Moritz Schlick an den Verein Ernst Mach, 15. Oktober 1929.

41 Moritz Schlick an Ludwig Wittgenstein, 24. Oktober 1929.

42 Seit Ende 1924 gab es schriftlichen Kontakt, zu einer ersten persönlichen Begegnung kam es – arrangiert durch Wittgensteins Schwester Margaret Stonborough erst im Februar 1927.

43 Ludwig Wittgenstein: Vorlesungen 1930–1935, Frankfurt/M. 1989, S. 43 (13. Oktober 1930).

44 Moritz Schlick: Selbstdarstellung, in: Ziegenfuß, Jung: Philosophen-Lexikon. Handwörterbuch der Philosophie nach Personen, Berlin 1949/50, Bd. II, S. 463.

ses zu geben.«⁴⁰ Wittgenstein gegenüber äußerte er sich allerdings mit Blick auf den Inhalt der Programmschrift eher distanziert: »Dass während meiner Abwesenheit meine Freunde gute Absichten in etwas unüberlegter Weise ausgeführt haben, wissen Sie. Ich hoffe aber, dass der Sache selbst dadurch kein Schaden zugefügt worden ist.«⁴¹ – Diese Formulierung bezog sich auch auf den erhofften Erfolg der ab Ende 1928 gemeinsam mit Philipp Frank herausgegebenen Reihe *Schriften zur wissenschaftlichen Weltauffassung*.

Der zunehmende Einfluss von Ludwig Wittgenstein,⁴² die Wende Schlicks hin zur Sprachphilosophie scheint in erster Linie in den für die Zeitschrift *Erkenntnis* geschriebenen Beiträgen aus den dreißiger Jahren auf. Schlick schloss sich darin u. a. vorbehaltlos Wittgensteins Bestimmung der Aufgabe der Philosophie an, die von diesem in einer seiner Vorlesungen so beschrieben wurde: »Was wir in Wirklichkeit tun, ist, daß wir unsere Begriffe in Ordnung bringen und klarstellen, was sich tatsächlich über die Welt sagen läßt. Uns ist nicht klar, was sich sagen läßt, und wir versuchen, dieses Durcheinander aufzuräumen. Diese Tätigkeit des Aufräumens, das ist die Philosophie.«⁴³ Und bei Schlick war in einer letzten, in den dreißiger Jahren geschriebenen Selbstdarstellung dazu zu lesen: »Die Philosophie ist keine Wissenschaft, obwohl sie alle Wissenschaften durchdringt. Während nämlich diese aus Systemen wahrer Sätze bestehen und Erkenntnis enthalten, besteht die Philosophie in der Aufsuchung des Sinnes der Sätze und schafft Verständnis, das zur Weisheit führt.«⁴⁴

In Abgrenzung zu anderen Mitgliedern des Wiener Kreises, vor allem aber ganz im Gegensatz zu Wittgenstein, der die Ethik dem Bereich des Unsagbaren zuordnete, festigte sich bei Schlick zu dieser Zeit auch die Ansicht, dass eine empiristische, auf einem psychologischen Fundament stehende Ethik als »Tatsachenwissenschaft« durchaus möglich sei. Seine nicht unwesentlich von den Entwicklungen innerhalb der Psychologie zu Beginn des 20. Jahrhunderts geprägte Auffassung von der Ethik als einer psychologisch begründeten Lust- und Glückseligkeitslehre fasste Schlick in den 1930 erschienenen *Fragen der Ethik* zusammen: Der Empirismus führt zu dem Ergebnis, dass man nicht von absoluten Werten sprechen kann, sondern dass nur die wertenden Verhaltensweisen zum Gegenstand von Untersuchungen gemacht werden können. Zwangsläufig musste das die Begründung eines neuen, auf lustvermehrenden Motiven beruhenden Eudämonismus nach sich ziehen.

Ende der zwanziger Jahre wurde Schlick zu Vorträgen nach Cambridge und Oxford eingeladen. Es folgten Einladungen der *University of Michigan* und der *University of Texas*. Im Sommersemester 1929 hielt er Vorlesungen an der *Stanford University*. 1931/32 war er als *Mills Professor of Philosophy* in Berkeley tätig. Es fand ein Kurs mit ihm am *College of the Pacific* in Stockton statt und er reiste nach London, wo er im November 1932 am *King's College* drei Vorträge zum Thema »Form and Content« hielt (Grundlage für ein groß angelegtes, jedoch unvollendet gebliebenes Werk). – Wie schon zuvor in Rostock war Schlick auch in Wien mit Vorträgen in der allgemeinen Volksbildung aktiv. So sprach er u. a. in der Wiener Urania und in der Ethischen Gemeinde, zu dessen Vorstand er zählte. Einer der

letzten öffentlichen Auftritte fand am 7. Februar 1936 im kleinen Festsaal der Wiener Universität statt. Im Rahmen der »Volkstümlichen Universitätsvorträge« sprach Schlick zu dem Thema »Weltall und Menschengestalt«. In seinen letzten Jahren befasste er sich vorrangig mit geschichtsphilosophischen und übergreifend kulturtheoretischen Überlegungen. So wunderte es nicht, dass es am Schluss seines Vortrages hieß: »Die wahren Gründe der Bescheidenheit und des Stolzes, der Freude und des Leidens, des Wertes und Unwertes des Menschen sind nicht zu suchen in der theoretischen, erkenntnismässigen Beschaffenheit der Welt, sondern einzig und allein in der Art und Weise, wie er die Herrschaft benutzt, die ihm über seine Welt gegeben ist.«⁴⁵

1936 – Am Morgen des 22. Juni betrat Moritz Schlick das Gebäude der philosophischen Fakultät der Wiener Universität. Er war auf dem Weg zur letzten Vorlesung des Semesters. Schon nach wenigen Schritten brach er, getroffen von vier tödlichen Schüssen, auf den Stufen der zum Dekanat führenden Treppe zusammen.

Die damals 25 Jahre alte Philosophiestudentin Hilde Spiel berichtete darüber: »Als die schreckliche Nachricht laut wurde, sah man in der Aula, auf den Gängen und Treppen der Universität Studenten, die im Augenblick zu Tränen erschüttert waren. Wer Schlick gekannt hatte, war von einer großen Traurigkeit ergriffen. Ein Lehrer von höchster Gerechtigkeit, ein Mensch von unbeschreiblicher Güte und Herzensreinheit war seinen Studenten entrissen. Nicht oft wird ein Gelehrter so sehr zum menschlichen Vorbild seiner Schüler wie Moritz Schlick. Wer seine Vorlesungen besuchte, war vom ersten Tag an tief berührt von der klaren und bescheidenen Art, mit der er vortrug, von der milden, verständnisvollen Kritik, die er an anderen Richtungen übte. Nicht allein die Ethik, welche sein Wort vermittelte, sondern vor allem anderen seine aufrichtige und integre herrliche Persönlichkeit gab den Studenten das richtige Gefühl für gut und böse.«⁴⁶

Die Tat des 1903 geborenen Johannes Nelböck, ob politisch motiviert oder die Aktion eines geistesgestörten Psychopathen (als er die Schüsse abgefeuert hatte, rief er: »So, Hund, du verfluchter, jetzt hast du es!«)⁴⁷, erregte und entzweite die Wiener Öffentlichkeit. Verurteilten die einen den ehemaligen Studenten Schlicks, so sahen die anderen darin eine erste Tat zur »wirklich befriedigenden Lösung der Judenfrage«. Vor allem aber schien für jene ein Mann beseitigt worden zu sein, dessen philosophische Überlegungen »die pure Negation« allen Denkens waren.⁴⁸

Jahrzehnte später blickte Hilde Spiel auf das Attentat zurück und kommentierte: »Alles Unheil, das ganze tragische Geschehen, das Wien bevorstand, warf seine Schatten voraus, als Moritz Schlick im Juni 1936 [...] von einem verblendeten Studenten ermordet wurde. Danach war alles möglich geworden. Und alles, was möglich war, trat ein.«⁴⁹

45 Moritz Schlick: Weltall und Menschengestalt, S. 21 (Nachlass Schlick, Inv.-Nr. 18, A.70 a).

46 Hilde Spiel: Moritz Schlick und die Studentenschaft, in: Neue Freie Presse (Wien), 24. Juni 1936.

47 Zitiert nach: Vier Schüsse auf der Stiege, in: Illustrierte Kronen Zeitung (Wien), 23. Juni 1936.

48 Prof. Dr. Austriacus (d. i. Johann Sauter): Der Fall des Wiener Professors Schlick – eine Mahnung zur Gewissensforschung, in: Schönere Zukunft (Wien), 12. Juli 1936.

49 Hilde Spiel: Glanz und Untergang. Wien 1866 bis 1938, München 1994, S. 160.

Weitere Informationen zu Schlick, zur aktuellen Forschung, zu seinem Nachlass und zu der seit 2006 im Springer Verlag Wien erscheinenden Moritz Schlick Gesamtausgabe (MSG) – finden sich auf der Website der Moritz-Schlick-Forschungsstelle an der Universität Rostock unter www.Moritz-Schlick.de.